

Offener Schreibebrief von Lizzie Hanffengel.



No. 104. So, jetzt sin mer wider in un- sere alte Kan- dischen; mir sin all beisam- me in un- ser Heim, der Phi- lipp, was mein Hosband is, un die Kids,

die sich in die Zwischenzeit nit vermehrt hen, awer e ganz Deil gewachse sin, all sin mer zusamme un mir künnte in die größte Ruh un in den schönsten Bies lewe, wann mer nit von e annere Seit wider Trubel hätte. Sehn Se, Mister Githor, do is der Karlie, was unfern gebratne Bub is. Mir hen nie nit ge- glische, daß er die Girsche gebratht bot. Es war ja different, wann's tei deutsche Meedercher hätte; awer du mei, es hot ja so viele, daß jeder e Tschens hen kann un doch e noch e ganze Latt immer bleibe. Die Brit- schei is ja e ganz liebes Frauche, awer se is tei bische mit un zwische Jhne un mich is se auch e wenig schlappig. So in die erste Zeit, do gibt ja en Mann um so ebbs nit viel; der Himmel hängt ihn dann, wie mer sagt, voll Bakgeige, awer später an, do is das different; wann ich morgens mit mei Arbeit dorch sin, mei, dann scheint alles in das ganze Haus; dann liegt nit mehr der Duft fingerich- bid an den Fingerich, so daß mer Bie druff schreibe kann. Un den Weg in die Kids gereiht. Solang se schmal sin, do gewive se ja nit drum, wie se otigude un mer von die Gang am mittigste is un hot die verticame Stadien un Pehnties, der is Wahs. Awor wann se größer wer'n, wie dann künnte die Girsche sich zum Vorkehr; dann wer'n die Schuß- jenden Dag gepallit un die Hände wasche se sich wenigstens zweimol den Dag. Well ich will so nids dange sage, wann se sich nor sonst behöhe duht; awer ich sin ja ganz von den Karlie seine Frau abkomme. Sehn Se, der Bub, was der Karlie is, der hot nit schon genosht, daß die Brit- schei nit so kien is, als wie se sein sollt. Dann noch e annere Ding, das Futter, was se für ihn loche duht, das gleicht er auch nit; off Kohrs in die Wein, do is er von mich gepuelt worde. Bei mich do heist's e gutes Misch duht mehr für e glidliches Familie- lewe, wie alle sonstige Reize un Vor- ziege von e Frau, wo ich auch nit hin- ner annere zurücksehn duht. Dann duht se auch e wenig gern Karliche bei die Neherber. Schon Morgens in alle Früh steht se mit die Neher- Lehdie an die Fenz un dann werd druff los getacht, daß se ganz vergesse duht, ihr Haus zu kline un uffzuffide un für ihren Mann Dinner zu kochen. Off Kohrs hat se auch mit der Schwäherei alle Augenbid Trubel un wann mir nit das Haus nestt Dohr eigne dehte, dann hätte die Leit, wo drin wohne, längst e Speitzeng gereiht. Mir hen ja schon lang gewiht, wie die Sach komme duht, awer der Karlie, der gleicht halt seine Frau un do hot er nids gefast; schon oft hot er die Intenzen gehabt, emol den Dicens mit se zu rehte, awer dann is se im- mer so schweit an ihn, daß er gar nit mehr an sein Trubel gedenkt hot. Awor alles in die Welt hot emol sei End un ich denke, die Britschei sieht jeht auch ihren Sinnisch. Der Karlie will in die Kohrt gehn un sich e Die- wahrs kriegen un ich denke, das is das beste, was er duht kann. Ich sin doch jeht schon fünf un avanzig Jahr zu den Philipp gebratht, awer er sollt nor emol behre, zu sage, daß es ihn ebbs gefest hot. Bei ich deht ihn mit den Härtchet sein Bullheit zu Kindlingwitt vernehmliche. Bitahs es war e vertellte Lei un das is all, was es is. Ich hen mit den Phil en Taht awer den Karlie sein Trubel gehabt un hen ihn gefragt, er sollt doch emol die Sach in die Hand nemme, mehrie es war wider uffzuffidische, bitahs mehr will doch sein schöne gute Name nit in die Neherber gehn hen. Do hätte se awer emol höre solle, was der alte Schoofstopp angewive hot! „Noh kein Stepp mach ich“, hot er gesagt, „hot der verdohste Lausbub mich gefragt, wie er sich verheirat hot? No, er hot nit, well, dann brauch er mich auch nit zu frage, wann er sein Trubel los sein will. Ich hen ihn vlenie Gittweis gewive, awer er hot ja nit höre wolle un dann hen ich gesagt, alrecht, dann go ehert, awer duht mich nit für blehme, wann's e be- verkehrte Weg ach duht. So achs awer gewöhnlich: do sein die Bume so e hitches autandiges Mehbe, das Mehbe is nis zu se un in die erste Wein, wann der Bub emol ebbs von die alte Leit zu edpente hot. Dann werd um gar nids mehr ebbs gewive dann werd gebratht un wann der Trubel komme duht, dann diepend mer an alte Mann, daß er ein heise soll. Ich sage awer, nosser un was ich sage, das mein ich auch.“ Ich hen den Phil ganz ruhig schwähe losse un ich muß frage, ich hen ihn ja auch nit so aria „Sehne könne, wann ich auch in

Wiegard zu den, was er von die Gehrls gesagt hot, dorchin un dorchaus nit seine Oppinjien hen. Ich hen schube genug nit nach gefragt, ob der Philipp ebbs zu edpente hot. Awor ich hen ihn hoch nit mähb mache wolle un do hen ich gesagt: „Ludeher Phil, du host jo en seine Weg, die Lehdies un in die erste Wein die junge Lehdies un händle un ich hen gedenkt, wann du emol zu die Britschei gehn deht un härtt en diefente Taht mit se, ich sin schube, daß du die ganze Sach wider in Schep bringe deht. Ich deht ja auch ganz gern zu se gehn, awer einmal sin ich zu twidtempert un deht mehrie alles speule un dann kann ich auch nit so gut die englische Lengwitsch spreche. Wann ich so gut mit den eng- lische gepostet war, wie mit meine deutsche Lengwitsch, dann sollst du mich emol sehn. Wie's awer is, bist du besser in das Englische un ich denke, daß du ehel wärscht, den Trubel zu bejeitoe.“ Wie ich so zu ihn ge- sprochen hen, do hot er gesmeilt un hot gesagt, alrecht, ich will gehn un die Britschei sehn un will ausfinne, was zu mache is. Damit is die Sach ge- stellt gewese un in mein nächste Schreibebrief will ich Jhne riopobte, was er ausgericht hot. Mit beste Nie- gahrds

Ein Brief der Wittve Scarron.

Erzählung von Felix Lilla.

I.

Großes Aufsehen erregte in ganz Europa im Jahre 1685 die Kunde von der erfolgten Vermählung des Königs Ludwig XIV. von Frankreich mit der Wittve des Dichters Scarron. Sie zählte bereits fünfzig Jahre, war also älter als der König. Ludwig erhob sie zur Marquise v. Maintenon, nach dem gleichnamigen schönen Gute, welches er ihr geschenkt hatte, und unter folchem Namen spielte sie eine hervor- ragende Rolle in der damaligen Ge- schichte des französischen Hofes und Staates.

Das sonderbarste dabei war, daß sie viele Jahre zuvor als junge hübsche Wittve des Satirikers Scarron dem König gar nicht gefallen hatte. Durch den Tod ihres ersten Mannes war sie in arge Bedrängniß gerathen und hatte alle ihre einflußreichen Bekanntschaften in Bewegung gesetzt, um für sich den Fortbezug einer kleinen Pension zu erlangen, die Scarron einst bezogen hatte, weil man höheren Orts seine späte Feder ein wenig zu vergolden für gut befunden, um so sie einigermaßen zu jügeln. Ludwig hatte zu jener Zeit vertriehlich gesagt: „Die Wittve Scarron ist doch eine recht zubringliche Person!“ Und bei Hofe war infolge dieser königlichen Ausrufung die spöttische Redensart in Gebrauch getommen: „So unverschämt wie die Wittve Scarron!“

Und nun war diese Dame, noch da- zu so gealtert, die Gemahlin des kö- niglichen Sonnen! Nach fran- zösischer Gewohnheit erschienen viele Spottlieder und witzige Flug- schriften über diese auffallende Begebenheit. Eine der geistreichsten, in burlesken Versen abgefaßt, war betitelt: „Scar- ron's lustige Betrachtungen über die Standeserhöhung seiner hinterlassenen Wittve. Eine Stimme aus dem Westereiche.“ Ohne Namen des Au- tors, ohne Angabe des Druckers und Verlegers. Diese Satire war über- dies gerade keine von den schlimmsten, eher scherzhaft zu nennen, als bösa- rtig. Aber den Drucker und Verleger dieser Flugchrift aufzuspüren gelang den Bemühungen der Pariser Polizei. Es wurde ermittelt, daß der Buchhän- deler und Druckerbesitzer Touffaint Quinet — ein alter Herr von sechs- undsechzig Jahren und vordem der intime Freund und Verleger Scar- ron's — dies witzige Pasquill gedruckt und in den Handel gebracht habe. In seinem Verlage erschien auch eine kleine literarisch-politische Zeitschrift, welche sein jüngster Sohn, Doctor Dago- bert Quinet, ein angesehener Gelehr- ter, mit Geschick dirigirte.

Eines Vormittags befand Dagober- t sich bei seinem Vater in dessen Com- ptoir. Da trat ein Polizei-Commissär ein, der seine rechte Hand auf die Schulter des alten Buchhändlers legte, indem er mit tönender Stimme sprach: „Im Namen des Königs und auf Befehl des Herrn Polizeileutnants verhafte ich Sie, mein Herr!“

„Natiürlich muß ich mich der Poli- zeigewalt fügen“, saate ruhig und ge- sacht Touffaint Quinet. „Doch werden Sie begreifen, Herr Commissär, daß ich gern erfahren möchte, weshalb ich eigentlich verhaftet werde.“ „Das ist sehr einfach. Es geschieht wegen einer gereimten Flugchrift, die Sie gedruckt und verlegt haben. Der Titel lautet: „Scarron's Betrachtun- gen“ oder so ähnlich.“ „Wohin sollen Sie mich führen?“ „Zunächst nach dem kleinen Cha- teaufängniß.“ „Ich kenne eine vornehme Dame, welche mich schon morgen mit größ- ter Schnelligkeit aus dem Gefängniß des kleinen Chateaufängniß holen und gänzlich außer Verfolgung setzen lassen wird, dem Herrn Polizeileutnant zum Troste.“

„Welche Dame könnte das denn sein?“ „Die Frau Marquise v. Maintenon in Person, mein werther Herr Com- missär.“ „Haha, Sie belieben zu scherzen, al- ter Herr, oder die Situation hat Ihren Verstand beinflußt. Die Frau Mar- quise ist ja wüthend über das Pas- quill, und Seine Majestät der König auch.“ „Besser wär's, wenn sie darüber lächeln. Aber wie dem auch sei, mag die Frau Marquise so ergrimmt sein, wie sie will: ich besitze ein wirksames Mittel, um ihren Groll sehr geschwind zu besänftigen.“

Und zu seinem Sohn gewendet, sprach der alte Herr: „Dagober, Du eilst noch heute nach Versailles und machst der Frau Marquise v. Main- tenon Deine gehorsamste Aufwar- tung.“ „Wird sie mich vorlassen?“ „Sicherlich, wenn Du ihr sagen läßt, daß Du in einer sehr dringenden Angelegenheit erscheinst, bei der es sich um einen ihr bekannten Brief und um ein gewisses Manuscript handelt.“ „Ich verstehe. Es soll alles zu Deiner Zufriedenheit besorgt werden.“ „Im Uebrigen sei behutsam!“

Danach hülfte der Buchhändler sich in einen Mantel, setzte seinen Hut auf, nahm den Rohrstod zur Hand und folgte dem Polizeicommissär, indem er sich recht gemüthlich über allerlei hauptstädtische Angelegenheiten mit ihm unterhielt.

Dagober entnahm dem Schreibpult im Comptoir ein sonderbar geformtes Schlüsselchen. Damit ging er in das anstehende kleine Kabinett und öffnete dort einen in der Mauer angebrachten geheimen Wandschranke. Es lagen darin allerlei geheimniß- volle Papiere und Manuscripte. Das merkwürdigste der letzteren war ein ungedrucktes Werkchen Scarron's, betitelt: „Das Märchen vom schlafenden Sultan Silou und seinen einfältigen Rezipieren.“

„Silou“ ist ein Anagramm von „Louis“. Unter der türkischen Mas- kirung waren also König Ludwig XIV. und dessen Minister zu ver- stehen.

Scarron hatte diese höchst boshafte Satire, eine seiner letzten Schriften, im Jahre 1659 verfaßt, als man ihm „wegen Prehabegehen“ für einige Zeit seine Pension entzogen hatte. Als dann aber noch rechtzeitig ihm die fünfzehnhundert Livres jährlich wieder bewilligt worden waren, legte er das Manuscript zurück und hütelte sich wohl, es druden zu lassen.

Bei dem Manuscript lag ein von freigelieber Damenhand eifertig ge- schriebener Brief. Derselbe lautete:

„Sehr werther Herr Quinet! In größter Angst und Verzweif- lung schreibe ich Ihnen diese Zeilen. Wohl weiß ich, daß Sie in den letzten zwei Jahren meinem Manne beträch- tliche Vorstöße geleistet haben. Aber dennoch wage ich es, mich an Sie zu wenden in meiner Noth. Erst nach einigen Wochen eröffnen sich für mich wieder Hülfsquellen. Bäder, Flei- scher, Milchfrau und Wäscherin wol- len mir nicht länger Kredit geben, und der Hauswirth verlangt energisch eine Abzahlung auf die rückständige Miethe. Unter den hinterlassenen Papieren meines seligen Mannes habe ich noch das betreffende Manuscript „Das Märchen vom schlafenden Sultan Si- lou“ gefunden. Ich bitte Ihnen das- selbe an und bitte Sie inständig, mir fünfzig Louisdor dafür zu schicken, die ich so nothwendig brauchte. Es mag ja zu gefährlich sein, das pitante Werkchen in Paris zu druden; aber gewiß können Sie durch Ihre Ge- schäftsverbindungen es bewirken, daß das Buch entweder in Amsterdam oder in Köln erscheint. Nach der Behand- lung, die mir widerfahren ist, achte ich nicht den Jörn des Königs und der Höflinge, sondern werde mich nach der Veröffentlichung der Satire sogar da- rüber freuen. O, wie verabscheue und hasse ich diesen hartberzigigen und lie- derlichen jungen König und alle die gleichenden kalten Marmorseelen des Hofes! Ich flehe Sie an und be- schwöre Sie, sehr werther Herr Qui- net, bei dem Andenken an Ihren verewigten Freund, meinen seligen Gat- ten Scarron, helfen Sie mir durch Uebersendung der genannten Summe! Paris, am 25. Februar 1661. Ihre ergebene und unglückliche Françoise Scarron.“

Touffaint Quinet hatte damals so- gleich der bedrängten Frau die fünfzig Louisdor geschickt und sie dadurch vor großem Ungemach bewahrt. Das Ma- nuscript, welches ihm nicht zur Ver- öffentlichung geeignet erschien, hatte er zurückgelegt.

Sorgsam verschloß Dagober wie- der das Manuscript und auch den merkwürdigen Brief, nachdem er ihn zweimal aufmerksam durchgesehen hatte. „Dieser Brief ist eine sichere Schutz- wehr für meinen Vater und könnte sogar eine furchtbare Waffe sein“, murmelte er. „Wie wunderbar ist es doch, daß die hübsche, junge, geistreiche Briefschreiberin jetzt, nachdem sie ein halbes Jahrhundert auf dem Rücken hat, die Gemahlin des „hartberzigen und lieblerlichen Königs“, wie sie ihn

damals zu nennen beliebte, geworden ist!“ Eine Stunde später fuhr er nach Versailles.

Die ehemalige Wittve Scarron und jetzige Marquise v. Maintenon hatte auch noch in ihrem reiferen Alter viel von ihrer früheren Schönheit und An- muth bewahrt. Trotz ihrer fünfzig Jahre sah sie noch recht frisch und wohl aus. Ihr feines, kluges Gesicht verrieth, daß sie keine Frau von gewöhnlicher Begabung war.

Der König befand sich bei der Mar- quise, seiner Gemahlin, in einem prachtvoll ausgestatteten Gemache des Versailles Schloßes. Die beiden hat- ten eben über wichtige politische An- gelegenheiten gesprochen.

„Apropos, meine liebe Marquise“, sagte er jetzt, „vor einer halben Stun- de erhielt ich einen Bericht aus Paris. Endlich ist es der Polizei geglückt, ein- nen der unterschämten Pasquillanten dingfest zu machen, einen gewissen Drucker — hm, wie hieß er doch? — Ei, ich habe den Namen verassen!“

„Der Name ist ja gleichgültig“, ver- setzte die Marquise. „Wer's auch sein mag, eine strenge Strafe für den Be- treffenden wird sicherlich ill allge- meinen Interesse nöthig sein. Denn nur durch scharfe Maßregeln ist es mög- lich, diese entsetzliche Fluth von Spott- liedern und anderen Spottschriften einzudämmen.“

Eine halbe Stunde nachher ließ Doctor Dagober Quinet sich bei der Marquise anmelden. Er fandte ein Billettschen zu ihr hinein des Inhalts, es handle sich um eine sehr wichtige und dringende Angelegenheit, welche Herrn Touffaint Quinet, den Verleger der Werke Scarron's, betrefte.

Frau v. Maintenon saltete ärgerlich die Stirn. In ihrer jetzigen Erba- denheit ließ sie sich nicht gerne erin- nern, daß sie einst die Wittve Scar- ron gewesen sei. Doch beschloß sie nun, den jungen Gelehrer vorzulaf- sen.

Dagober machte eine tiefe Verbeug- ung, welche die Marquise durch ein leichtes Kopfnicken erwiderte. Er stand vor ihr; sie blieb auf ihrem Sessel sitzen.

„Auf Befehl des Herrn Polizeileu- nants ist mein Vater heute verhaftet worden.“

„Was muß ich hören! Weshalb denn?“

„Wegen einer kleinen scherzhaften Schrift, die er gedruckt und verlegt hat. Der Titel lautet — ich bitte Sie, Frau Marquise, nicht böse zu werden über den Titel — Scarron's lustige Betrachtungen über die Stan- deserhöhung seiner hinterlassenen —“

„Nicht weiter, Herr Doctor! Wahr- haftig, solche Bosheit hätte ich Ihrem Vater nicht zugetraut!“

„Ei, es ist ein harmloser Scherz, wohl so launig, wie einst Scarron's Verse in den Mazarinaden, aber bei weitem nicht so scharf und spöttlich und verlegend. Also kein boshaftes Pasquill!“

„Sind Sie vielleicht selbst der Ver- fasser?“

„Das ist ein Geschäftsgeheimniß meines Vaters, der außerordentlich verschwiegen ist, wie Ihnen, Frau Marquise, ja aus Erfahrung bekannt sein wird.“

„Ich fasse nicht recht, was Sie mit Ihrer dunklen Anbeutung meinen. Seine Majestät hat vorhin gegen mich erwähnt, daß ein Drucker oder Pas- quillant verhaftet worden sei —“

„Zweifellos ist damit mein Vater gemeint.“

„Und was wünschen Sie, daß ich in dieser Sache thun soll?“

„Ehrerbietig möchte ich Sie bitten, zu veranlassen, daß mein Vater so- gleich in Freiheit und außer Verfol- gung gesetzt werde.“

„Unmöglich kann ich das! Des Kö- nigs will auch mein Beschluß ist es, daß strenge gegen die Pasquillanten verfahren werden soll.“

„Einst, gnädige Frau, waren Sie anderer Meinung.“

„Wie meinen Sie das?“

„Ich meine, daß die Wittve Scar- ron anders dachte, als jetzt die Mar- quise v. Maintenon. Es sind vierund- zwanzig Jahre her, da sandten Sie meinem Vater ein hinterlassenes Ma- nuscript Scarron's, betitelt: „Das Märchen vom schlafenden Sultan Si- lou und seine einfältigen Rezipieren“, und zwar mit einem gar seltsamen, für unseren damals noch jungen Kö- nig nichts weniger als schmeicheln- den Brief. Mein Vater lautete das Manuscript für fünfzig Louisdor, weil der Wittve seines verstorbenen Freundes so sehr an der Summe ge- legen war; aber er erwarb sich dann das gewiß nicht geringe Verdienst, diese giftige Satire Scarron's nicht in die Oeffentlichkeit zu bringen. Er hatte nämlich eine bessere Meinung von dem jungen König als sein seliger Freund und dann dessen Wittve. Auf diese verbindliche Handlung wird also mein Vater sich berufen müssen, da man ihn jetzt verhaftet und bedroht. Ich bitte Sie, das rechtlich zu über- legen, Frau Marquise!“

Die Maintenon war bleich gewor- den. Ins Gedächtniß zurück kam ihr die dunkle Stunde von damals, in welcher sie als arme Wittve Scarron

so in Verzweiflung, ja fast dem Selbstmord nahe gewesen war. Ja, sie hatte damals einen höchst unbeson- nenen Brief geschrieben, darauf be- zogen sie sich. Mühsam rang sie nach Fassung. „Das unglückselige Ma- nuscript existirt also noch?“ fragte sie. „Und auch der von mir damals in der Verzweiflung geschriebene, unbeson- nene Brief?“

„Gewiß, Frau Marquise“, versetzte Dagober. „Solche Schriftstücke ver- nichtet man nicht; die bewahrt man sehr sorgfältig auf.“

„Ich wünschte das Manuscript der Scarron'schen Satire und damit auch meinen Brief vom Februar 1661 zu- rückzulassen.“

„Beides steht Ihnen zu Diensten, gnädige Frau. Es giebt dafür aber nur einen Preis.“

„Die Loslassung Ihres Vaters aus der Haft?“

„Ja, und daß er gänzlich außer Verfolgung gesetzt werde.“

„Ich werde das bei Seiner Majestät dem König bewirken.“

„Dann werde ich die Ehre haben, Frau Marquise, Ihnen morgen Vor- mittag den Brief und das Scarron's- che Manuscript zu überbringen.“

Die Marquise erhob sich. Gnädig- münzte sie zum Abschied.

Dagober verneigte sich ehrerbietig und verließ frohgemuth das Gemach.

Eine Stunde später befand sich die Marquise wieder beim König.

„Sire“, sprach sie, „ich habe den Namen des verhafteten angeblichen Pasquillendruckers erfahren. Er heißt Touffaint Quinet. Das vermeint- liche Pasquill ist nur ein harmloser Scherz, den man verzeihen kann. Herr Quinet ist außerdem Verleger der Werke Scarron's. Ihm verbande ich es, daß ich einst nicht im Glende um- kam.“

„Wie denn das?“ fragte der König interessiert.

„Als ich von aller Welt verlassen und in großer Bedrängniß war, half er mir aus der Noth, indem er mir ein nicht druckwürdiges Werkchen Scarron's für fünfzig Louisdor ab- kaufte. Hätte er das nicht gethan, so wäre ich vielleicht verhungert. Ich bitte Sie um einen Kabinettsbefehl zur sofortigen Freilassung des waderen alten Herrn.“

„Gewiß, liebe Marquise, den will ich ausfertigen lassen!“ rief Ludwig XIV. „Wie ist doch dieser Vorfall ein so schöner Beweis für Ihr gutes und edles Herz!“

Am folgenden Vormittag brachte Dagober den Brief und das Manu- script der Marquise.

Als er fort war, verbrannte sie im Kamin sogleich Manuscript und Brief. Dann atmete sie erleichtert auf, wie von schwerer Sorge befreit.

„Was riecht denn hier so brenz- lich?“ fragte, ins Zimmer tretend, der König.

„D, ich habe nur einige alte, werth- lose und überflüssige Papiere ver- brannt“, versetzte die Marquise mit lächelnder Miene.

Humoristisches.

Der Hohlhakt.

Herr: „Hat sich der Fürst in den letzten Jahren sehr verändert?“ — Ho- f- l a t a i: „Ja, Hobeits Haupt ziert jezt bereits eine Glage!“

Falscher Verdacht.

Bu z e a u c h e f (zum Schreiber, der Streufand verlangt): „Wo brin- gen Sie denn den vielen Streufand hin, ich glaube gar, Sie schnupfen ihn!“

Ein Frächtdchen.

L a n t e: „Pui! Wie häßlich, zu lägen! Als ich Dein Alter hatte, habe ich nicht gelogen.“ — K i n d: „So- wann hast Du denn angefangen zu lägen?“

Seine Definition.

S o h n (zum Vater, der im Bauern- theater mitspielt): „Boata, was ist denn bösa, a Klaffter?“ — „Klaffter? Dös san Leute, dö Stüde schreiben, in denen net geraukt wird!“

Zeitgemäß.



E t r o l c h: „Wat wollen Sie denn eigentlich von mich? Es hallen mir wohl für eenen Bankdiretter?“

Falsch aufzufaßt.

„Als Sie den Einbruch verübten, hat Ihnen da nicht Ihre innere Stimme dabon abgerathen?“ — E i n b r e - c h e r: „Wofu? Ich bin doch teen Bauchredner!“

Erbe Vorahnung.

B a u e r (den sein Anwalt in einer Prozeßsache besuch, wobei dieser durch den weiten Weg stark in Schweiß ge- rathen): „Satra, Satra, wird dösa a' theure Sach' werd'n!“

Durchschau. G a t t e (zu seiner Gattin): „Du bist traurig. Du weinst? Was fehlt Dir denn nun wieder — ein Hut oder ein Kleid?“

Enttäuscht.



H e r r: „Da haben Sie etwas. — Wissen Sie, ich hätte eigentlich Arbeit für Sie!“ — B e t t l e r: „So? Und ich hab' Sie für einen guten Menschen gehalten!“

Immer derselbe.

B a n t i e r R o s e n t h a l (zu den Räubern, die für seine Freilassung eine hohe Summe verlangen): „Fünf- tausend Mark wollen Sie? Auf wie lange?“

Späte Einsicht.

K l a g e r (den Sachverhalt erzäh- lend, zum Richter): „Als mir der An- geklagte eine Ohrfeige gab, stieg in mir die Abnung auf, daß er et was gegen mich haben müsse!“

Günstige Gelegenheit.

D a m e: „Ich hab' heut heute auf eine frisch gestrichene Bank gesetzt und mein Mann hat mir ein neues Kleid kaufen müssen!“ — F r e u n d i n: „Wo ist die Bank?“

Privatliche Geographiekunde.

L e h r e r: „Und wie nennt man die grünen Inseln in der Sahara, Ho- heit?“ — P r i n z (gähnt gelangweilt): „Dach — L e h r e r (schnell): „Ganz richtig, Hohit! Dasen!“

Schwer ausführbar.

„Denken Sie sich: Der Jürgen hat sich als Kapitän fünf Mal aus Schiff- brüchen gerettet!“ — „Ich fände es ehrenvoller, wenn er jedes Mal mit den Passagieren untergegangen wäre!“

Er sah.

B a u e r (Morgens beim Anziehen in die Taschen greifend): „So eine Gemüchtheit; da haben sie mir gestern bei der Kauferei die Uhr gestohlen — und'n Ohr in die Tasche gesteckt!“

Ein feines Geschenk.

„Was! Sie haben gar keinen Buch- halter, Herr Kohn? Können Sie denn alle schriftlichen Arbeiten allein besor- gen?“ — „Ich überlaß die Regelung meiner Geschäfte immer dem Gericht!“

Vor- und Rückseite eines Adresskalenders.

Wir leben nicht, um zu essen, sondern wir essen, um zu leben. — Krebsuppe, Rheinalm mit Butter, Gänsebraten mit Kofentohl, Spare — emüse, Salat, Kompott.

Des Schneiders Nachs.

„Wie kommt es denn, Herr Fips, daß Jhna der Schantkeller imma v' Maas g'hörig dollschönt?“ — „Ja, schauen Sie, Herr Nachbar, i' hab' echm a' zeitlang d' Rosen ad' stets um a' Quark zu kurz g'macht, und dösa hat g'holfen!“

Aus einem „modernen“ Na- man.

Die Sonne schien. Es war warm. Sehr warm. Ja, man konnte wohl be- haupten, daß es ziemlich heiß war. Grüngolden glänzten die weißblauen Straßen der feurig violettrohen Sonne. Glühend lodende Luft! Schwarzeleuchtender, schwerer Dunst lagerte über den himmelblauen Feldern. Weiße Raben trügeln ihr Lieb. Strah- trahl! Da — ein zappelnder Wurm — er hatte gelebt. Der Rabe trügeln wei- ter, immer weiter, ganz heiß. — Die Sonne brante immer noch!

Pech.



H e r r: „So ein Pech — fliegt mein Hut gerade in den Garten meines Schneiders hinein, dem ich noch hundert Mark schuldig bin!“

Modern.

H e r r (zur Mutter eines zweijäh- rigen Kindes): „Ihr Kleines ist doch zu reizend, gnädige Frau!“ — D a m e (glücklich): „Ach ja — und noch so reizend!“